

„Wir nehmen uns die Freiheit, uns die Freiheit nicht nehmen zu lassen“

Şermin Langhoff, Intendantin des Maxim Gorki Theaters in Berlin, redete beim Neujahrsempfang 2015 im Bundesministerium der Justiz und für Verbraucherschutz am 28. Januar 2015.



© BMJV - Habig

ES GILT DAS GESPROCHENE WORT!

Sehr geehrter Herr Minister, sehr geehrte Damen und Herren,

wir alle wissen, dieses Jahr hat nicht gut begonnen. Heute vor drei Wochen sind in Paris zwölf Menschen ermordet worden, weil Sie als Künstler und Journalisten von Ihrem Recht auf freie Meinungsäußerung Gebrauch gemacht hatten. In der Folge wurden zwei Menschen ermordet, weil sie Polizisten im Dienst waren und weitere vier Menschen starben, nur weil Sie Juden waren.

„Je suis Charlie“ – Seit den Attentaten in Paris kann man überall diesen Satz hören, lesen und sehen. Wir sind Charlie, sind Polizisten, sind Juden. Wir sind die Muslime, gegen die sich der irrationale Angstwutausbruch der Pegidisten richtet. Wir sind die Opfer der Massaker in Nigeria, die sich einreihen in eine große Anzahl von Terroranschlägen in den vergangenen Wochen und Monaten. Dieses „Je suis ...“ sagt sich leicht, das Logo ist schnell aufs Auto geklebt, auf der Titelseite gedruckt, in eine Neujahrsansprache eingeflochten. Aber was bedeutet die Identifikation mit den Opfern wirklich? Was ist unsere Antwort auf den Terror?

Ich denke, wenn wir es ernst meinen mit „Je suis Charlie“ müssen wir nach Übersetzungen für diesen Satz suchen. Diese Suche ist etwas, was uns als Theatermacher und Künstler mit vielen von Ihnen, die Sie mit dem Entwerfen oder dem Auslegen von Gesetzen befasst sind, verbindet: wir haben die Aufgabe, Übersetzungen und Ableitungen zu finden, Worte mit der Wirklichkeit in Kontakt zu bringen. Wenn Sie erlauben, möchte ich heute nach Übersetzungen für den Satz „Je suis Charlie“ suchen ...

Die erste Übersetzung fand ich vor zwei Wochen auf dem Titelbild der Zeitschrift Charlie Hebdo: Mohammed weinte. Der Zeichner des Titels Renald Luzier konnte bei der Pressekonferenz seine Tränen nicht zurückhalten als er von der Entstehung berichtete, er habe geweint und sah einen Kerl der weint und es war Mohammed der geweint hat. Zum ersten Mal in der Geschichte Frankreichs war eine Zeitung in einer Auflage von drei Millionen erschienen, sie war im Nu ausverkauft. Aus jedem

gebrochenen Stift wurden angespitzt zwei und die Zeitschrift übertraf sich selbst. Meine Lieblingskarikatur in dieser Ausgabe war neben dem weinenden Mohammed eine andere: die zwei mutmaßlichen Mörder und Terroristen stehen an der Himmelspforte und fragen sich wo denn nun die zweiundsiebzig Jungfrauen sind, die Himmelswächter amüsieren sich und sagen „die sind natürlich bei den Hebdo Leuten Ihr Idioten“.

„Je suis Charlie“ heißt, ihr habt uns getroffen, aber wir nehmen uns die Freiheit, uns die Freiheit nicht nehmen zu lassen. Navid Kermani hat dafür in seiner Kölner Rede die richtigen Worte gefunden, wenn er angesichts der Pariser Bluttat versuchte, weiterzudenken: „Heute muß die Antwort auf den Terror eine andere, eine im besten Sinne aufklärerische sein: Nicht weniger, sondern mehr Freiheit! Nicht Ausgrenzung, sondern gerade jetzt Gleichheit! Und vor allem: Nicht Feindschaft, sondern Brüderlichkeit!“

Wenn wir diese Worte ernstnehmen wollen, bedeutet dies die Übernahme einer gewaltigen Verantwortung. „Je suis Charlie Hebdo“ – der zunächst unter Schock und in großer Hilflosigkeit angesichts der Gewalt formulierte Versuch einer Identifikation mit den Opfern muss in politische Praxis und gesellschaftliche Verantwortung übersetzt werden. Als Übersetzungshilfe haben die Gründer der Bundesrepublik mit dem Grundgesetz ein Wörterbuch zur Verfügung gestellt, auf das ich mich gern berufe. „Je suis Charlie“ wird hier übersetzt mit zunächst so spröde klingenden Worten wie Meinungs- und Informationsfreiheit (Art. 5 Abs. 1 Satz 1), mit Presse-, Rundfunk- und Filmfreiheit (Art. 5 Abs. 1 Satz 2) sowie mit der Freiheit von Wissenschaft und Kunst (Art. 5 Abs. 3). „Eine echte Demokratie braucht eine unabhängige Presse“, das schrieb der vor zwei Jahren verstorbene große Denker Stéphane Hessel in seinem Essay „Empört euch!“. Vermeintlich eine Binse, aber wie auch andere Errungenschaften der Resistance sah Hessel genau diese Einflussfreiheit in der gegenwärtigen Gesellschaft bedroht. Vor allem durch den Umstand, dass die Medien Teil und auch Antreiber eines neoliberalen Konkurrenzsystems geworden sind, das seinen Tanz um das goldene Kalb entfesselter denn je zelebriert. Hessel forderte eine ernsthafte Rückbesinnung auf Werte, wo sonst nur über Verwertbarkeit nachgedacht wird. „Je suis Charlie“ heißt nicht nur, Terroristen keinen Raum in der Gesellschaft zu geben, es heißt eben auch, sich intensiv Gedanken darüber zu machen, worauf sich diese sogenannte Gesellschaft eigentlich gründet, es heißt, sie immer wieder neu zu formulieren, und zu bestimmen.

Bei Theodor Heuss, einem der ersten Übersetzer des Grundgesetzes in politische Praxis, findet sich eine weitere Übertragung des Satzes „Je suis Charlie“: „Demokratie ist nie bequem“. In einem von Krieg, Faschismus und Täterschaft geprägtem Land wusste er, wovon er sprach. Er wusste, dass Bürger- und Menschenrechte werden nicht einfach zugestanden, sondern erkämpft und verteidigt werden müssen. Sie sind das Ergebnis sozialer und politischer Auseinandersetzungen und damit auch Abbild der jeweiligen gesellschaftlichen Zustände und Machtverteilungen. Demokratie und die viel und oft beschworene Freiheit sind kein Besitz, kein Eigentum, kein Privileg, das man erreichen oder erlangen kann. Das Grundgesetz erzählt von dieser Fragilität. Seine Verfasser wussten nicht, was kommt. Aber sie wussten, wo sie her kamen. Aus dieser Erfahrung haben sie ein Gefäß geschaffen, in dem tatsächlich etwas wachsen kann. In vielerlei Hinsicht ist die deutsche Geschichte nach 45 eine Glücksgeschichte, aber eben auch eine Geschichte von Kleinmut, Angst, Aufrüstung, Einschüchterung in Ost und West. Wir sollten uns nicht dem Trugschluss hingeben, irgendwo angekommen zu sein. „Demokratie ist nie bequem“ – sie ist nach wie vor eine Utopie, ein anstrengendes Unterwegssein. In dieser Ungesicherheit liegt ihre Freiheit, aber eben auch ihre Anfälligkeit. Wir sollten im Hinterkopf behalten, dass es nicht nur Terroristen oder Regime und ihre diktatorischen Ausformungen sind, die Pluralität bedrohen. Sondern auch verbreitete Tendenzen wie Profitgier, Geschichtsblindheit und mangelnde Selbstreflexion. Demokratie braucht kritische KünstlerInnen ebenso wie Medien, die sich als Kritiker der Macht begreifen, nicht als Machtinstanzen. Sie braucht Transparenz statt Hinterzimmer. Sie braucht Bildung als Voraussetzung für kritisches Bewusstsein.

„Je suis Charlie“ heißt also übersetzt: dass sich die Bürger als kritischer Teil eines sich in partizipativen Prozessen immer wieder neu definierenden sozialen Raums begreifen, in dem sie in alle ökonomischen, ökologischen und sozialen Prozesse eingebunden sein können. Es heißt, dass sie unabhängig von ihrem Geschlecht, ihrer Herkunft, ihrer sozialen Stellung aktiv Anteil nehmen können an der Gestaltung der Gesellschaft. Mir kommen diese großen Formulierungen nur schwer über die Lippen, nicht, weil ich an sie nicht glaube, sondern weil ich gerade merke, wie wenig davon die Rede sein kann, auch hier nicht. „Je suis Charlie“ kann man nicht allein mit FREIHEIT übersetzen. Ohne

Gleichheit und Brüderlichkeit ist die Aufgabe, die die Geschichte uns auf den Weg gibt, nicht vollständig benannt.

Unser europäischer Mitbürger Cicero hat eine Übersetzung für „Je suis Charlie“ gefunden, die diese Aufgabe bestimmt: „Da das Gesetz das Band bürgerlicher Gemeinschaft ist, Recht aber die Gleichheit des Gesetzes, mit welchem Recht kann die Gemeinschaft der Bürger behauptet werden, wenn die Bedingung der Bürger nicht gleich ist?“

Das, was wir bereits heute Demokratie nennen, kann nur der Anfang von etwas wie der Gemeinschaft der Bürger sein, dieser Anfang ist von Exklusion, sozialer Verwerfung und rassistischer Diskriminierung dauerhafter und stärker bedroht, als von terroristischen Angriffen. Je suis Charlie übersetzt sich für mich nicht mit: Ich bin Deutsche, Türkin oder Französin oder ein Berliner, sondern es heißt ich bin Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, oder zumindest, dass ich versuche herauszufinden, was es hieße, wenn ich es wäre.

Damit komme ich zu einem weiteren Übersetzungsversuch. Der Minister hat mich eingeladen, heute hier über Heimat zu sprechen. Und auch wenn ich dieses Wort bisher noch nicht ausgesprochen habe, hat alles, was ich bisher gesagt habe, damit zu tun. Ich finde Heimat dort, wo sich meine Freiheit auf die Solidarität mit anderen stützt. Ernst Bloch, der das theologische Prinzip Hoffnung in die Sprache der politischen Philosophie übersetzt hat, formuliert diesen Heimatbegriff, schöner, als ich das je sagen könnte: "Der Mensch lebt noch überall in der Vorgeschichte, ja alles und jedes steht noch vor Erschaffung der Welt, als einer rechten. Die wirkliche Genesis ist nicht am Anfang, sondern am Ende, und sie beginnt erst anzufangen, wenn Gesellschaft und Dasein radikal werden, das heißt sich an der Wurzel fassen. Die Wurzel der Geschichte aber ist der arbeitende, schaffende, die Gegebenheiten umbildende und überholende Mensch. Hat er sich erfaßt und das Seine ohne Entäußerung und Entfremdung in realer Demokratie begründet, so entsteht in der Welt etwas, das allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war: Heimat."

Heimat ist demnach nicht der Raum sondern eine Perspektive die erobert werden muss! Ich würde mir sehr wünschen, dass dieser Geist sich gegen all die „Du bist Deutschland“- Plakate, gegen die sinnentstellten „Wir sind das Volk“-Rufe, gegen alle vaterländischen Beschwörungen durchsetzt. Leider hat Heinrich Heine noch immer recht, wenn er 1836 beklagt, dass der Patriotismus des Deutschen darin bestehe, „daß sein Herz enger wird, daß es sich zusammenzieht, wie Leder in der Kälte, daß er das Fremdländische haßt, daß er nicht mehr Weltbürger, nicht mehr Europäer, sondern nur ein enger Deutscher sein will“. Diese „schäbige, plumpe, ungewaschene Opposition“ setze sich gegen eine Gesinnung durch, „die eben das Herrlichste und Heiligste ist, was Deutschland hervorgebracht hat, nämlich ... jenen Kosmopolitismus, dem unsere großen Geister, Lessing, Herder, Schiller, Goethe, Jean Paul, dem alle Gebildeten in Deutschland immer gehuldigt haben.“

Diese merkwürdige Gleichzeitigkeit von den beeindruckenden „Je suis Charlie“-Solidaritätsbekundungen und den Pegida-Umzügen mit ihren schwarz-rot-gold angemalten Kreuzen macht mich frösteln. Ich bin froh darüber, dass die Politik relativ eindeutig Position bezogen hat, besonders deutlich Sie, Herr Minister.

Unsere Antwort auf die Provokationen von rechts wie von islamistischer Seite kann nicht in der Abschottung, in der Rückwärtsbewegung, im Aufrüsten, Überwachen und in neuem Nationalismus liegen. Unsere Antwort muss das Gegenteil sein. „Je suis Charlie“ heißt, wir müssen stärker als bisher unsere Abschottungspolitik an den EU-Außengrenzen überprüfen. Wir müssen unsere Politik überprüfen und kontrollieren. Wir müssen uns fragen, werden wir der Anforderung, die hinter diesem Satz steht gerecht? Und wenn nicht, sind wir derzeit in der Lage, Aufgaben zu definieren?

Sind die Unzumutbarkeiten eines den ursprünglichen Gedanken des Grundgesetzes entstellenden Zuwanderungs- und Einbürgerungsrechts mit unseren Idealen von Freiheit und demokratischer Teilhabe vereinbar? Wie lange ertragen Sie als Politiker, den von Ihnen unter dem Druck von rechts entstellten Artikel 16? Wie lange wollen wir noch Migration aus nationalstaatlicher Perspektive betrachten, ohne die Interessen und Schicksale der von Flucht betroffenen Menschen zum entscheidenden Faktor zu machen? Wie lange soll Einwanderung nach Deutschland kriminalisiert werden?

„Je suis Charlie“ heißt übersetzt: Wir können uns aus keinem Konflikt der Welt heraushalten, weil wir mit dieser Welt verbunden sind, im Positiven wie auch in der Übernahme von Verantwortung. Die Konflikte, die derzeit Millionen Menschen aus ihrer Heimat vertreiben, sind mittelbar oder unmittelbar unsere Konflikte. So dankbar wie ich diesem Land für vieles bin, dass es mir ermöglicht hat, es fällt mir schwer, es Heimat zu nennen, angesichts von 2 Millionen syrischer Flüchtlinge in Jordanien, einem der ärmsten Länder der Region und der Diskussion hierzulande über Rückführung, Abschiebung, Unterbringung weniger Tausender.

Je suis Charlie könnte vielleicht heißen, dass wir uns langsam auf den Weg machen und einen Verständigungsprozess darüber suchen, was uns „Teuer“ ist, wie es früher so schön hieß.

Was auch immer dieses Jahr bringen wird, für uns – für Juristen, Künstler, Politiker, politisch, künstlerisch, kritisch denkende Menschen wird es ein Jahr werden, in dem wir nach konkreten Übersetzungen für den Satz „Je suis Charlie“ suchen werden, mit dem das Jahr so grausam begann. Ich bitte Sie: lassen Sie uns nicht zur Tagesordnung übergehen, sondern lassen Sie uns in unbequemen, anstrengenden Debatten und Diskussionen herausfinden, was Demokratie derzeit bedeutet.

Ich kenne mich nicht aus mit Gesetzen, darin sind Sie alle hier vermutlich besser. Aber am Theater sind wir Experten für Konflikte. Ich würde mich freuen, wenn Kunst und Politik sich auf mehreren Ebenen treffen: nicht um sich gegenseitig zu schmücken, sondern um das stärker zu praktizieren, was wir uns von Gesellschaft wünschen, schonungslos offenen Dialog und die Bereitschaft, sich auf Konflikte einzulassen, sie auszuhalten. Ich danke Ihnen für diese Einladung und bitte Sie, sich eingeladen zu fühlen in dem Theater, das ich leite aber auch in eine Zukunft, die es noch nicht gibt, die noch nicht Geschichte ist, sondern die Heimat der Möglichkeiten. Die beste Übersetzung für „Je suis Charlie“ ist – verzeihen Sie das Pathos – die Hoffnung. Ich danke Ihnen.

(Quelle: BMJV)